

Die kluge Cassandra

SPIEGEL-Redakteurin Petra Bornhöft über den SPD-Intellektuellen und Partei-Vize Wolfgang Thierse

Fahrig blättert Wolfgang Thierse in seinen Aufsätzen aus dem vergangenen Jahr. Irgendwo bei „Deutschland in der Zeitmaschine“ bleibt er hängen. Ein Lächeln entspannt sein Gesicht: Thierse gefällt Thierse.

Doch das Wohlbehagen währt nicht allzulange. Unvermittelt schlägt er das Buch zu, in dem er Stichworte für einen Vortrag sucht. Über „Neue Wege im Denken“ soll Thierse in München referieren. Nein, dem stellvertretenden SPD-Vorsitzenden fällt nichts Neues ein.

Nach einer halben Stunde im „Black-Box-Saal“ der Volkshochschule wird eine Frau ungeduldig. „Die deutschen Schwierigkeiten haben Sie oft beschrieben“, unterbricht sie den Redner, „welche neuen Wege führen heraus?“

Gnädiger reagieren andere Zuhörer, die Thierses Sprachmächtigkeit zum erstenmal erleben. Kaum ein Politiker kann so lautmalerisch reden wie er. Wie er das Wort „Gewerbepark“ seufzt – da sinkt sein Publikum tiefer ins Polster, zerknirscht über Bauruinen westlicher Spekulanten in ostdeutschen Biotopen.

Ergriffen hören die Bayern, wie Thierse die „Logik des Nachholens“ jenseits der Elbe beklagt, eine „Selbstkritik des Westens“ fordert und den „zweiten Mut der Ostdeutschen“ für eine „Debatte darüber, was wir miteinander wollen“.

Nichts, was der gestreßte Redner nicht dutzendfach verlautbart hätte. Die stete Wiederholung der Tatsachen und Einsichten verdirbt ihm selber zusehends die Laune. „Ich habe mich mit mir selbst gelangweilt“, sagt er am Ende der Veranstaltung.

So ähnlich geht es anderen auch. Es langweilen sich mittlerweile etliche Parteigenossen in Bonn mit ihrem Ober-Ossi. „Irgendwann hat man die kluge Cassandra satt“, meint ein SPD-Vorständler. Obwohl laute Kritik bei den Sozialdemokraten verpönt ist, spürt auch Thierse, daß „sich die Klischees über mich verbrauchen“. Die anfängliche Euphorie über den „Vordenker“ und „Moralisten“ ist enttäuschem Murren gewichen.

Vorbei die Zeiten, als der Senkrechstarter aus dem Osten – sechs Monate nach dem Eintritt in die DDR-SPD im Januar 1990 wurde er deren Vorsitzender, kein halbes Jahr später Vize der



SPD-Moralist Thierse: „Ich habe mich mit mir selbst gelangweilt“

vereinigten SPD – für nahezu alle vakanten Spitzenposten geeignet schien.

Kein Jubel erklang, als der SPD-Vorsitzende Scharping in der vergangenen Woche auch Thierse für das 14köpfige „Kernteam“ im Wahljahr 1994 nominierte. Wie seit knapp drei Jahren soll der Ostdeutsche sich weiterhin dem sozialdemokratischen Gedankengut zum Thema „Aufbau Ost“ widmen und am Wahlprogramm feilen.

Doch wie will er schaffen, was ihm bisher nicht gelang – den Kurs der Partei maßgeblich zu beeinflussen? Für jemanden, der im sozialdemokratischen Machtzentrum steht, spielt Thierse bei Großentscheidungen auffallend oft keine große Rolle.

An jenem Tag im Mai etwa, als Björn Engholms Rücktritt bevorstand, zeigte Thierse eigentümliche Distanz zu seiner

Partei. Während die führenden Genossen alle Termine absagten und pausenlos telefonierten, frönte die Nummer 2 der Sozialdemokraten seiner „Lieblingsbeschäftigung“, dem Flanieren. Jede Kirche in Münchens City kennt er seitdem, kann wunderschön die Geschichte der Residenz erklären und unterscheidet präzise, welche Gebäude der italienischen Romanik oder der Frührenaissance nachempfunden sind.

An der Unabhängigkeit vom politischen Geschäft hält Thierse, mit großem Gefallen, fest: „Ich will mich nicht meiner selbst entfremden.“ Das sei er seiner Biographie schuldig.

Knapp 50 Lebensjahre hat er sich als „Minderheit erfahren, ohne deshalb dramatisch gelitten zu haben – das verschwindet nicht“. Geboren in Breslau, wuchs Thierse in Thüringen auf, ohne

thüringisch zu sprechen. Er war nicht evangelisch und blieb im atheistischen Land ein Katholik. Abweichung als Kern „meiner biographischen Prägung“.

1964 begann Thierse in Ost-Berlin zu studieren. Fortan lebte der Kulturwissenschaftler und Germanist vorwiegend in innerer Emigration. Weder machte er Zugeständnisse an das Regime, noch bekämpfte er es. „Thierse hat sich nie korrumpieren lassen“, meint sein Freund, der Parteidozent Tilman Fichter. „Er hat jedoch auch nie gelernt, laut zu widersprechen.“

Weil er sich nicht geändert hat, bleibt der spröde Einzelgänger und Intellektuelle vielen Bonner Sozialdemokraten fremd – und erträglich.

Bei der Hauptstadt-Debatte, im Juni 1991, haben ihm die Realpolitiker in der Fraktion gezeigt, wo die „Offenheit“ gegenüber dem „Neuen“ endet. Leidenschaftlich hatte Thierse im Bundestag für den Umzug des Parlaments nach Berlin argumentiert. Das Protokoll vermerkt Beifall, aber nicht die giftigen Blicke der Bonn-Lobby.

In der folgenden Fraktionssitzung, Thierse wird es nie vergessen, zischte ein Sozialdemokrat aus Nordrhein-Westfalen: „Die Keule, die du gegen uns geschwungen hast, wird dich treffen. Dafür Sorge ich.“

Im Parteivorstand, entsinnt sich Berlins früherer Regierender Bürgermeister Walter Momper, „schlug Wolfgang blanker Haß entgegen“.

Der Schock saß. Seither zieht Thierse vorsorglich den Kopf ein.

Still „langweilte“ er sich etwa in der Verfassungskommission. Anders als altgediente Zyniker hatte Thierse deren Arbeit nicht von Beginn an für „l'art pour l'art“ gehalten. Flammende Appelle „für eine offene Diskussion über die Verfassung“ hielt er – vergebliche Mühe.

Keinen Deut lauter hat er sich von einer anderen Leidenschaft gelöst. In der Debatte um die DDR-Vergangenheit warb Thierse serienweise für ein „Tribunal“, aus dem ein „Forum zur Aufklärung“, aber kein arbeitendes Projekt wurde. Weil „die Gegenwart sich vor die Vergangenheit drängt“, meldete

sich Vorständler Thierse von einer Sitzung ab – und fuhr zum DGB-Termin nach Hamburg. Der Bibelfeste meint zur Vergangenheitsbewältigung mittlerweile versöhnlich: „Laßt die Toten ihre Toten begraben.“

Damit liegt Thierse im Trend. Den hat er in großen, brisanten Kontroversen ohnedies noch nie verlassen. Ganz Parteimann, legte Thierse sich beim Schwenk der SPD in der Asylfrage mit in die Rechtskurve. Den Solidarpakt, der kein Problem löst, aber den Begriff Solidarität verschlissen hat, rechtfertigt er als „guten Kompromiß“.

Papiere aus den beiden SPD-Arbeitsgruppen zum Solidarpakt, in denen Thierse saß, mußten sich andere Ost-Abgeordnete „hinterherum besorgen“. Sie klagen über „mangelnde Kommunikation“ mit ihrem Vormann. Dessen Büro gleiche „einem schwarzen Loch, in dem unsere Anregungen wie im Bermudadreieck verschwinden“. Eine Hausmacht, mit der er etwas durchsetzen könnte, bildet die 33köpfige Truppe nicht.

Mehr als jedem anderen hat die SPD Thierse Chancen eingeräumt, Macht zu gewinnen und Veränderung zu organisieren. Doch jedesmal lehnte der Umworbene Verantwortung ab. So scheute er im August 1992 vor der riskanten Aufgabe zurück, als Landesvorsitzender die Berliner SPD zu reformieren.

Sympathisch findet ihn so ziemlich jeder, aber kann so einer in der Partei und in der Öffentlichkeit auf Dauer ernst genommen werden? Bei Thierses Debattebeiträgen im Parlament, die das ge-

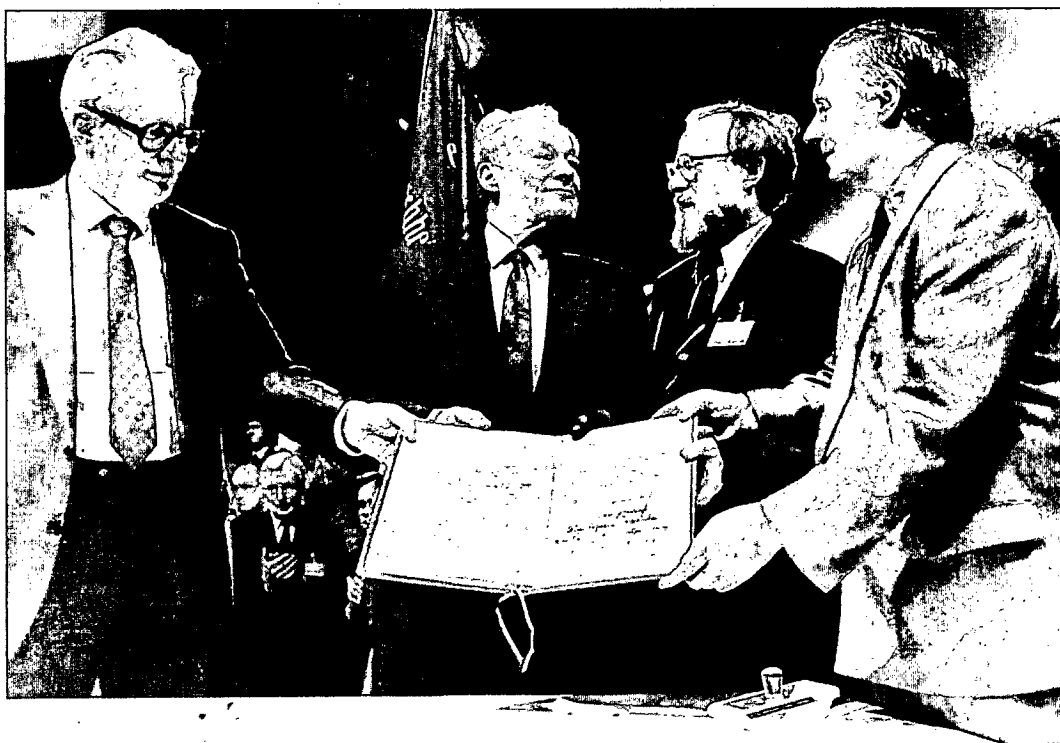
wohnte Mittelmaß oft weit hinter sich lassen, schrauben sich die Macher mittlerweile die Ohren zu. Daß sie jemals auf die Inhalte und nicht „nur auf den sprachlichen Rahmen“ geachtet haben, bezweifelt der Abgeordnete Willfried Penner.

Auch Penner, der Thierse anfänglich in den Fußstapfen von Carlo Schmid wühlte, enthält sich inzwischen nicht freundlichen Spotts. Wenn er an den Kollegen denkt, taucht das Bild eines Imkers auf, „der den Bienen nachsteigt, in die Senke stolpert, sich dabei den Fuß verrenkt und wieder aufsteht, um dem Surren erneut zu folgen“.

Thierse ist nicht der ungehobelte, robuste Politiker, der Pflöcke einschlagen könnte in der West-SPD. Als Niedersachsens Ministerpräsident Gerhard Schröder offen bekundete, die Interessen der VW-Arbeiter in Wolfsburg lägen ihm näher als das, was irgendwo im Osten passiere, schrieb Thierse einen Gegenartikel – der nie veröffentlicht wurde.

Daß die SPD im beinharten Verteilungskampf zwischen West und Ost die Mehrheiten in der alten Bundesrepublik sucht, daran ließ auch der Essener Parteitag keinen Zweifel. Bestenfalls als wahltaktischer Winzling interessiert der Osten.

Das weiß Thierse, doch hat er – im Sinne der von Rudolf Scharping geforderten neuen Geschlossenheit – längst seine Kritik an dem Superpragmatiker aus Mainz heruntergeschluckt. Als „gut, wirklich gut“ kommentierte Thierse die fade Antrittsrede des SPD-Vorsitzenden. „Wir stehen nicht vor einem großen



* Vogel, Brandt, Thierse, Lafontaine in Berlin.

SPD-Vereinigungsparteitag 1990*: „Legastheniker im politischen Geschäft“

Sprung“, sagt er, „sondern vor vielen kleinen Schritten“ – so klein, daß Richtung und Inhalt kaum wahrzunehmen sind?

Thierse glaubt, er habe „etwas bewegt“. Er erinnert daran, 1990 in der Volkskammer „in schwierigen Entscheidungsprozessen Mehrheiten“ für Währungsunion und Einigungsvertrag gewonnen zu haben. Aus der Folgezeit, so sehr er auch kramt hinter der mächtigen Stirn mit dem Flatterhaar, findet Thierse auf Anhieb nicht so schnell ein Beispiel. „In drei Jahren Turbulenz ist viel passiert.“

„Viel entschiedener“ als andere habe er jedenfalls für das parteiinterne Plebiszit über die Kandidaten für den SPD-Vorsitz „geschrien“ – und im Ergebnis „meinen ersten innerparteilichen Erfolg erzielt“.

Das gelungene Experiment „wird die SPD verlebendigen“, hofft Thierse inständig. Wie heftig der Schwung der Sozialdemokratie bereits in den Tiefen der Essener Grugahalle verebte, scheint ihm entgangen zu sein.

Der Posten in Scharpings „Kernmannschaft“ kam nicht überraschend. Denn trotz interner Kritik „besetzt Thierse einen Platz“, so ein Spitzenfunktionär, „für den keine personellen Alternativen in Sicht sind“. Gemeint ist eine doppelte Planstelle in der Parteiführung.

„Die SPD weiß“, so sagt Peter Glotz aus eigener Erfahrung, „daß wir oben ein bis zwei Intellektuelle brauchen. Dafür wird eine Planstelle eingerichtet – und besetzt.“ Da gibt es nun seit 1990 in der SPD so etwas wie eine Abteilung „Ost-Befindlichkeit“. Als Ressortchef amtiert Thierse. Solange der Medienprofi ein „unschätzbares Pfund in mentalen Fragen“ bleibt, wird ihn „kein Macher in Schwierigkeiten bringen“, prophezeit ein Parteistrategie.

Thierse selbst redet nur zu oft über seine „temporäre Rolle“ in der Politik. Die „tiefe Abneigung gegen Macht“, die „Wut gegen die Zumutung der ständigen Meinungspräsenz“ gerinnen bei dem „Legastheniker im politischen Geschäft“ jedoch zusehends zur Pose. 1994 will er wieder für den Bundestag kandidieren.

Mehr als er wahrhaben will, hängt er an der Politik, ist Teil des Geschäfts. „Jeder erfindet früher oder später eine Geschichte, die er für sein Leben hält“, zitiert Thierse auswendig den Schriftsteller Max Frisch. Bei einem, der sich zeitlebens für einen Pechvogel hielt, stimmte die zurechtgelegte Lebensgeschichte nicht mehr, als er plötzlich im Lotto gewann. Er konnte es nicht fassen – und verlor den Lottoschein.

„Da war der Mann glücklich“, erzählt Thierse und strahlt, „der Pechvogel hatte seine Identität wiedergefunden.“ □

Asyl

Wesentlich mehr Druck

Afrikanische Asylsuchende drängen aus Europa zurück in ihre Heimat. Die Kirchen und Amnesty International geben den Heimkehrern Starthilfe.

Allzu einladend sieht der Flughafen von Malabo, der Hauptstadt von Äquatorialguinea, nicht aus: ein verrosteter Wachturm im DDR-Stil, ein schrottreifer Traktor im pistennahen Maisfeld, ein tarnfarbener Panzer mit Weißwandreifen neben einer flachen

mission in Genf, der von Mißhandlungen heimkehrender Exilanten berichtet wurde. Eine Reise nach Äquatorialguinea, warnt daher das Auswärtige Amt, sei ein „großes Sicherheitsrisiko“, die Bundesregierung könne „keinerlei Garantien“ übernehmen.

Massa fuhr trotzdem – doch vorsichtshalber in Begleitung. Reinhold Riedel, 43, Agrarökonom und ehemaliger Entwicklungshelfer, reiste mit nach Afrika, als Mitglied einer internationalen Kommission, die Flüchtlingen zu einer sicheren Heimkehr verhelfen will. Seine Präsenz, hoffte Riedel, werde einen „gewissen Schutz“ vor Mißhandlung bieten.

Massas Reise ist ein Modellprojekt: Deutsche Flüchtlingshelfer und heimreisewillige Exilanten, die in der Bundesrepublik, in Spanien, Schweden oder in der Schweiz leben, haben gemeinsam die „Kommission für eine freiwillige Rückkehr der Flüchtlinge nach Äquatorialguinea“ gegründet. An der europaweit beispielhaften Initiative beteiligten sich auch das Uno-Hochkommissariat



Deutsch-Afrikaner Massa, Arbeitsplatz: „Europa kein Zuhause mehr“

Baracke mit glaslosen Fensterhöhlen, in der mißmutige Militärs die Ankömmlinge kontrollieren.

Der Reisende Pablo Massa, 43, Schwarzafrikaner von Geburt, zeigt den Kontrolleuren in Malabo einen deutschen Paß. Er lebt seit zehn Jahren in der Bundesrepublik, hat 1983 politisches Asyl erhalten und ist seit 1992 deutscher Staatsbürger. Dennoch will er zurück in seine Heimat an der Westküste Afrikas, um dort auf Dauer zu leben.

Die deutschen Behörden rieten ihm ab. Seit 25 Jahren herrscht in dem Dschungelstaat ein blutiges Regime mit willkürlichen Verhaftungen, Folterungen, politischen Morden. In letzter Zeit habe sich die Lage noch verschärft, konstatierte die Uno-Menschenrechtskom-

mission für Flüchtlinge, Amnesty International, Vertreter des Weltkirchenrats und Bischöfe verschiedener Konfessionen.

Der Schweizer Theologe Lukas Vischer, früher Direktor des Weltkirchenrats, hat letztes Jahr, gleichsam als Kundschafter, das Land bereist, Vorgespräche mit der Regierung geführt und die politische Lage erkundet. Vischer verbreitete nach seiner Rückkehr gedämpften Optimismus.

Der Deutsch-Afrikaner Massa hat sein Heimkehrprojekt auf zwei Jahre angelegt: Die erste Visite in seiner Ex-Heimat Anfang dieses Jahres war befristet auf sechs Wochen, danach kehrte er zurück zu Frau und Kindern nach Deutschland. Später will er, mit Sohn Daniel, 8, endgültig übersiedeln, in zwei